

Ein Tanz ins Schicksal...

Lebensweg der Tänzerin Isadora Duncan

Um die Jahrhundertwende tauchte in London, im Salon der Lady Wadham, dem Treffpunkt berühmter englischer Literaten und Künstler, eine junge unbekannt Tänzlerin auf. Das schlanke Mädchen, gekleidet in eine griechische weißfließende Tunika, die dunklen Haarschlechten zum griechischen Knoten geschürzt, tanzte barschig nach den Weisen Schubert'scher Musik...

Londons vornehmste Gesellschaft: applaudierte lebhaft dem jungen Gast, der von jenseits des Ozeans, aus San Francisco, herübergekommen war. Und der überlaute Beifall dringt hinaus in die Straßen Londons, sein Echo wird laut in allen europäischen Großstädten: am Kunsthimmel Europas ist meteorenhaft ein neuer Name erschienen: Isadora Duncan!

Bevor die eigenartigen Tanzschöpfungen Isadora Duncans berechtigtes Aufsehen erregten, kannte man eigentlich nur eine sehr schablonenhafte Art der Tanzkunst, die sich im Ballett und Dekorationstanz erschöpfte und in der die Musik und das Kostüm die entscheidende Rolle spielten. Isadora Duncan hat als erste den Versuch unternommen, die tänzerischen Möglichkeiten des Körpers in eine neue Sphäre zu heben, indem sie die menschlichen Grundempfindnisse tänzerisch nachgestaltete: die Liebe — die Sehnsucht — den Schmerz — den Tod.

Als die knapp Vierzehnjährige in Begleitung ihrer Familie — nach ihrem ersten erfolgreichen Auftreten in London — bald darauf Pariser Boden betritt, ist ihr der junge Ruhm ihrer neuartigen Tanzkunst vorausgeeilt: mit großen Ehren und stürmischem Applaus wird sie empfangen. In Paris nähern sich der jungen Tänzerin zum ersten Male die Männer und versuchen sie in ihren Liebesbann zu ziehen. Doch nur zu schnell müssen sie erkennen, daß diese von mißlichen Vorstellungen erfüllte Mädchenseele weder Sinn noch Raum für flüchtige Liebesabenteuer hat...

An die Grenze eines fast tragischen Konfliktges hat Isadora Duncan die Begegnung mit August Rodin gebracht. Dieser große Mensch und einzigartige Künstler hatte den Körper der jungen Tänzerin in Marmor nachgebildet — und in jenen stundenlangen Sitzungen im Atelier war zwischen beiden eine seltsame Gemeinsamkeit entstanden — verwandte Naturen in der künstlerischen Zielsetzung ihres Daseins, übten sie aufeinander eine merkwürdige Anziehungskraft aus. Erfüllt von echter Anteilnahme, lauschte der große Bildhauer den fanatischen Reden der jungen Tänzerin, versuchte dem phantastischen Gedankenflug der begeisterten Künstlerin zu folgen. Und in diesen Kontroversen mit Rodin spürte Isadora Duncan zum ersten Male die Leidenschaft zum Manne erwachen. Durchzittert und erschüttert von dem jäh erwachten Sturm ihrer Gefühle, entflieht die junge Tänzerin nach Budapest. Dort erlebt ihre Tanzkunst nicht nur rauschende Erfolge, in dieser Stadt trifft sie auch auf den ersten Mann, einen ungarischen Schauspieler,

dem sie ihre Liebe schenkt. Aufgewühlt von dem Erlebnis mann-weiblicher Gemeinschaft, gelangt Isadora Duncan zu neuen Tanzschöpfungen, in denen sie gleichsam das eigene Seelenerlebnis auferstehen läßt. Vergeblich hat der Schauspieler die Tänzerin an sich zu fesseln gesucht, indem er ihr die Hand zum Ehebund geboten hat. Doch Isadora Duncan, befehen von einem fanatischen Freiheitsdrang, verläßt den geliebten Mann. Später hat sie in der tragischen Tanzpantomime „Phigoniens Schicksal“ diesen schmerzlichen Abschied künstlerisch geformt.

Im Triumphzug durchreißt sie die Städte Wien — München — Berlin — überall enthusiastisch empfangen und bejubelt. Der bedeutende Maler Franz Stud und Richard Wagners Sohn Siegfried werben um die Freundschaft der Tänzerin. Die Weltpresse nannte sie nur noch die „göttliche heilige Isadora Duncan“...

In dieser sieghaften Epoche ihres Lebens trägt sich die große Tänzerin mit dem Gedanken, auf den klassischen Trümmerfeldern Griechenlands für sich und ihre Gemeinde Wohnstätten und Tempel zu errichten. Besondere Lebens- und Sittengesetze, unter denen die völlige Abschaffung der Ehe die Hauptrolle spielte, sollten diese eigenartige Gemeinde geistig und sozial binden. Bevor jedoch diese romantischen Pläne zur Wirklichkeit wurden, versiegte der Geldstrom. Wieder muß Isadora Duncan auf Tournee gehen. Sie wird von Cosima Wagner nach

Bayreuth eingeladen. Dort schließt sie eine sehr merkwürdige Freundschaft mit Heinrich Thode, dem berühmten Kunsthistoriker. Monatelang fesselt die beiden ein seltsames, ekstatisches Verhältnis aneinander — bis unerwartet eine Einladung aus Petersburg kommt und die zarten Bande dieser platonischen Liebe zerreiht...

Ihr Schicksalschiff wird durch alle Höhen und Tiefen des menschlichen Seins gejagt — größtes Glück und tiefster Kummer wechseln in rascher Folge. Im Jahre 1910 hat Isadora Duncan in Berlin ihre erste Tanzschule gegründet und hält öffentliche Vorträge, in denen sie für die Befreiung der Frau eintritt und die kühne Forderung aufstellt, daß man jeder Frau das Recht auf Liebe und Kinder zubilligen müsse, auch wenn sie nicht ordnungsgemäß verheiratet sei. Beifall und Ablehnung lassen die Tänzerin an ihren radikalen Anschauungen nicht irre werden. Das Ziel steht unverrückbar vor ihren Augen: Emanzipation der Frau in allen Verufen, die bisher nur dem Manne zugänglich waren, Abschaffung der Ehe, unbedingte Freiheit für das Liebesleben von Mann und Frau und Gleichberechtigung für das illegitime Kind...

In jener Zeit verstrickte sich Isadora Duncan in eine tiefe Leidenschaft zu dem englischen Dichter Gordon Craig. Aus dieser Verbindung ist später ihre Tochter Deirdre hervorgegangen. Auch der Dichter Craig bietet ihr, wie einst der ungarische Schauspieler, seinen Namen und sein Heim an. Doch zum zweiten Male lehnt die Tänzerin das Eheangebot ab, weil ihr Freiheitsempfinden sich gegen diese „Sanktionierung der Liebe“ wehrt...

Noch heißt der Name Isadora Duncan Weltruf — noch findet ihre Tanzkunst begeisterte Anhänger. Doch die Künstlerin kann das verdiente Geld nicht zusammenhalten. Trotz großer Erfolge steht sie eines Tages mittellos in Paris. In ihrer bedrängten Situation faßt sie den größten Entschluß, sich durch eine „Geldheirat“ endgültig aus ihrer finanziellen Misere zu retten. Und als hätte das Schicksal nur auf diese Sinneswandlung gewartet, klopft es eines Tages an der Hotelzimmertür der Tänzerin: ein amerikanischer Millionär — Erfinder der Nähmaschine in USA — läßt sich bei Isadora Duncan melden. Dieser Dollarkönig, dem sie den liebenswürdig-ironischen Spitznamen „Lohengrin“ gegeben hat, verleiht ihrem Dasein für kurze Zeit einen kostbaren Rahmen. Längst gehegte Wünsche Isadoras gehen in Erfüllung: eine prächtige Villa an der Riviera — eine eigene Yacht — ein Schloß in der Bretagne — Landhaus und Jagd in Schottland — Kleider von Poiret. Monate überreichen Lebensgenusses sind angebrochen: Amerika — Europa — Afrika sind abwechselnd die schöne Kulisse ihres verschwenderisch geführten Daseins. Ein Sohn ist zur Welt gekommen. „Lohengrin“ bittet die Tänzerin, in die Ehe einzuwilligen. Isadora schlägt eine Probeehe von drei Monaten vor. Auf Schloß Devonshire verleben die

Armer fröstelt

Reiche Ernte sammelte
der Herbst
in seine große Schürze.
Von Früchten prall
sind Keller und Dach.
Aber ach,
nich fröstelt
in der frühen Kühle.
Der kalte Nebel
schnürt mir die Brust.
Von Pilzen leer und Beeren
ist der Wald.
Die bitt're Frucht der Schlebe
und des Wacholder
blauen im frost'gen Tau.
Ich zitt're wie Blätter
im Morgenreif
kurz vor dem Fall.

Jetzt wär' es gut
in warmer Stube
bei Büchern träumen...

Ich will in eine Wärmestube gehn
eine heiße Suppe essen.
Und dann
vielleicht einschlafen
und alles vergessen.

Julius B e r f a h.

beiden ihre Flitterwochen. Ueberfüllt von all dem Luxus bricht die Tänzerin das Ideal ab, jagt durch halb Europa, kehrt wieder nach Paris zurück und wird dort von „Lohengrin“ feierlich empfangen. Auf dem Höhepunkt ihres Lebens trifft sie ihr schwerster Schicksalsschlag, von dem sie sich nie wieder ganz erholen wird: durch eine Unvorsichtigkeit ihres Chauffeurs ertrinken ihre beiden Kinder in der Seine. Verstäubt vom übergroßen Schmerz, sucht Isadora in ihrer Tanzkunst Trost und Vergessen. Ein Jahr später, nach erfolgreicher Europatournee, hält sie triumphalen Einzug in New York, bejubelt von den „Oberen Vierhundert“. Zum letztenmal treffen sich die Tänzerin und „Lohengrin“ auf einem Brunkfest. Eine häßliche Eifersuchtszene zwischen ihnen führt zum endgültigen Bruch. Isadora Duncan hat ihren großzügigsten und verständnisvollsten Freund für immer verloren . . .

Nach dem Kriege dringt zu ihr eine Wertschätzung aus Petersburg. Das revolutionäre Rußland hat an Isadora Duncan den Ruf ergehen lassen, ihre wegweisenden Ideen in den Dienst der neuen Gesellschaft zu stellen.

In der Sowjet-Union angekommen — man schreibt das Jahr 1921 — im Kreise von Matrosen, Soldaten, Bauern und revolutionären Intellektuellen, erleben die tänzerischen Ideale der Isadora Duncan eine ungeahnte Auferstehung. Der Funke echter Lebensfreude springt über auf diese einfachen Menschen und hilft die Schwere ihres neuen Alltags leichter zu tragen. Und es geschieht, daß in einer jener bunt zusammengewürfelten Gesellschaften von Politikern, Technikern, Soldaten, Schriftstellern und Schauspielern Isadora Duncan auf den jungenhaften, aber schon berühmten Bauerndichter Alexandrowitsch Jessenin stößt. Diese erste Begegnung zwischen der reifen, kultivierten Frau und dem simplen, dichtenden Bauernburschen wird für beide die Schicksalsstunde. Nach Wochen leidenschaftlichen Liebesglückes gehen sie aufs Kommissariat und lassen ihre Sowjetehe ordnungsgemäß registrieren. Aber Ironie des Schicksals: diese eigenwillige Frau, die, erfüllt von einem ungebändigten Freiheitsdrang, bisher jeden Eheverbot, der ihr mehr bieten konnte als dieser Jessenin, abgelehnt hat, sikt plötzlich in einer Ehe, die kraß und widersprüchsvoll ihren Ideen entgegensteht: Jessenin, der erkorene Ehegatte, der sie im Laufe schlägt, der für ihre subtile Tonkunst nicht das geringste Verständnis hat, ist nun ihr ständiger Begleiter. Für diese eigentlich letzte und merkwürdigste Liebespassion der Tänzerin gibt es keine eindeutige Erklärung — es sei denn, daß man ihr herannaßendes Alter als ausreichenden Beweggrund für diese seltsame Ehe betrachtet. Noch einmal steigt für kurze Zeit ihre starke Persönlichkeit über den von seinen Leidenschaften zerrütteten Dichter. Isadora Duncan ist in Berlin öffentlich aufgetreten, ohne aber den früheren Erfolg zu ernten. Nur in Paris geht noch einmal für kurze Zeit ihr Stern auf. Wieder gemeinsam nach der Sowjet-Union zurückgekehrt, glauben die beiden nach monatelangen Irrfahrten durch Rußland in Moskau die langentbehrte Ruhe und den Antrieb zu neuer, schöpferischer Arbeit zu finden. Ein Irrtum. Durch übermäßigen Alkoholgenuß und durch ungebändigte Liebesleidenschaft ist Jessenins Körper frühzeitig gebrochen. In undüsterer Stimmung öffnet er sich in der Silvesternacht 1925 die Pulsadern. Im einsamen Hotelzimmer verblutet mit knapp 25 Jahren eines der eigengeprägtesten Dichtertalente des neuen Rußlands — Alexandrowitsch Jessenin, der Gatte der 46jährigen Isadora Duncan.

An der blauen Küste der Riviera hat die nimmermüde Duncan eine Tanzschule eröffnet. Neuerdings zieht sie begeisterte Anhänger an sich. Unter ihnen befindet sich der junge Pianist Seroff. Für ihn flammt die Liebesleidenschaft der Tänzerin mit neu erwachter Kraft. Und als der Geliebte sich als unzuverlässig erweist, antwortet die Künstlerin mit einem Selbstmordversuch. Ein englischer Offizier rettet die Liebesmüde aus den Meeresfluten. Er wird der Nachfolger des Pianisten Seroff und der letzte Geliebte der Tänzerin. In den Herbst-

tagen 1927 vollendet sich das Schicksal dieser abenteuerlichen Frau in ungewöhnlicher und tragischer Weise. In dem Augenblick, da sie in einem Rennwagen Platz genommen hat, am 14. September, bereit zur heiteren Fahrt durch den herblichen Tag, verknüpft sich ihr freilebender Schal, den sie nur lose um den Hals geknüpft hat, in den Speichen der abrollenden Räder. Zu spät erkennt der Chauffeur, daß er eine Tote spazieren fährt . . .

Friedrich Steiner.

L. Pringsheim: Der Verdächtige

Der Juwelier legte mit überlegenem Lächeln den Kriminalroman beiseite. Jeden Tag beinahe machte es ihm Spaß, die ungezählten Kriminalnovellen und Skizzen und Romane zu lesen, in denen jedesmal ein Juwelier der Gaunerbande zum Opfer fiel. Immer waren es elegante Betrüger, die im vornehmen Rollshoche vorführten, vor dem Geschäft hielten und durch irgend einen Trick (gerade die besonders vertrauenerweckenden waren die größten Verbrecher), den Inhaber des Geschäftes hineinlegten. Es brauchten aber nicht Romane oder Novellen zu sein, man las es auch so jeden Tag in der Zeitung. Der Juwelier Homann aus Hamburg gehörte zu den vorsichtigen, superklugen Norddeutschen, die nicht auf einen Trick hineinfallen würden. Zumindestens glaubte er das.

Als er seine behagliche Wohnung verließ, seiner Frau einen üblichen Abschiedskuß auf die Stirne drückte (seit dreißig Jahren geschah das am Vormittag um dieselbe Zeit), und er sein Geschäft im vornehmsten Stadtteil betrat, durch die Angestellten die Räden aufziehen ließ, war wie üblich das erste, daß er die Sicherungen gegen Diebe ausprobierete. Alles funktionierte tadellos: die Diebesglocke, der Detektiv als Angestellter, ein anderer als unschlüssiger Käufer, die Alarmvorrichtung und so weiter.

Plötzlich geschah etwas, was Herrn Homann stuhlig machte und sogar einen Augenblick ihm den eben beendeten Kriminalroman vor Augen führte. Ein wirklich höchst feudales Auto mit eingebautem Radio hielt vor dem Geschäft, ein eleganter Herr mit Einglas entstieg dem Auto, betrat nachlässig elegant das Geschäft und wandte sich an den diskret ihn begrüßenden Herrn Homann mit der Frage nach dem Preise eines seiner schönsten Stücke, einem seltenen Juwel von bezauberndem Glanz.

Herr Homann sah eine Sekunde den Detektiv an, der Detektiv senkte das eine Augenlid zur Verjähung, — nach kurzer Zeit betrat der unentschlossene Käufer das Geschäft und der elegante Herr wurde nicht eine Sekunde von drei verantwortungsvollen Herren aus den Augen gelassen. Es wurde immer romanählicher.

Der Herr betrachtete unschlüssig das Juwel, er gab an, telefonieren zu müssen, ließ sich mit der deutschen Bank und Eskompte-Gesellschaft verbinden und erledigte einige scheinbar geschäftliche Dinge. Die drei Augenpaare brannten beinahe Löcher in seinen Anzug, der unentschlossene Käufer rannte an die nächste Telefonzelle und ließ sich ebenfalls mit der Deutschen Bank und Eskompte-Gesellschaft verbinden. Der elegante Herr sagte das, was Herr Homann eigentlich erwartete, und war: „Ich habe nicht so viel Geld bei mir, ich werde Ihnen einen Scheck für die Deutsche Bank ausstellen!“

Herrn Homanns Mienen blieben undurchdringlich, er klingelte nach seinem Kassaboten,

während der Herr interessiert die üblichen Schmuckstücke ansah. Der Laufjunge kam zurück und meldete, der Kassenbote sei einer unerklärlichen Krankheit verfallen, wahrscheinlich einer Vergiftung. Wieder betrachteten sich sekundenlang die verkleideten Detektive und Herr Homann.

Inzwischen betrat der unentschlossene Käufer wieder das Geschäft, um in kurzen, leisen Worten mitzuteilen, daß das Konto auf Baron so und so tatsächlich besteht. Herr Homann hatte auch das vorausgesehen. Dieser Käufer war natürlich nicht der Baron, aber er, Homann, war auch nicht der Juwelier aller Romane und Detektivgeschichten.

Der elegante Herr, also sagen wir einmal der Baron, füllte mit genau so nachlässiger Eleganz, wie es die Romane vorschreiben, den Scheck aus, wartete auf das Juwel. Herr Homann ließ sich nicht beirren: „Verzeihung, mein Herr“ (ein Weltmann wie Homann konnte einen Betrüger nicht Baron nennen), „Sie werden es mir nicht verargen, wenn ich zunächst jemanden in die nahe Bank schicke, den Scheck einzulösen. Sie verstehen, ich bin Geschäftsmann, und der Ruf meines Geschäftes geht mir über alles!“ Der Herr machte ein erstauntes, ja mißbilligendes Gesicht und sagte: „Bei einer Firma von Weltruf wie Ihrige, dürfte das nicht vorkommen, Herr Homann, ich verzichte auf den Kauf!“

Mit diesen Worten bestieg er seinen Wagen und fuhr davon. Einige Meter entfernt folgte ihm ein Taxi mit dem unentschlossenen Käufer, der elegante Wagen hielt am Bahnhof, der elegante Herr bestieg ein Coupé nach Amsterdam, der unentschlossene Käufer sah im Coupé daneben.

Herr Homann ringt sich die Hände, in so eleganter und raffinierter Weise wahrscheinlich dem bekannten Juwelendieb so und so entgangen zu sein.

Der Baron stieg in Amsterdam aus, betrat ein elegantes Juwelengeschäft, und sagte dem ihm liebenswürdig begrüßenden Juwelier: „Ich kaufe doch Ihren Stein, denn diese Art Behandlung in Hamburg war ich nicht gewöhnt!“, und erzählte ihm den Vorfall. Der unentschlossene Käufer, der Detektiv so und so mußte zu seinem Leidwesen feststellen, daß der Baron ein wirklicher Baron, sein Bankkonto ein wirkliches Bankkonto war und daß Herr Homann um ein blendendes Geschäft gekommen war. Feinlich.

Herr Homann liest keine Kriminalromane mehr.

Ich habe nur einen Maßstab für die Moralität, und ich glaube, den strengsten: Ist die Tat, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt — wenn sie allgemein ist?

Shiller.

Im Regen . . .

Santa Monica, California.

Nach vielen Monaten schier blauer und blendender Trockenheit rauschen endlich die Wasser herab aus der grauen Unendlichkeit. Schmunzelnd steht der Farmer auf der Veranda seines Hauses und schaut in den Regen, den guten, nährenden, kräftebringenden.

Die Eukalyptusbäume duften unsagbar. Gras und Sträucher glänzen dunkel, voll und üppig. Der graugelbe Sand ist nun oder und blutrot, die Fächer der Palmen biegen sich unter den schweren Tropfen. Hart und süß liegt der Schleier der abgeschlagenen Pfirsichblüten auf dem Grund. Schön ist die Melodie der Fruchtbarkeit und mächtig der weiße Sang der Natur.

„Drüben“ träumte ich vom ewig blauen Himmel und als ich ihn hier erlebte, wurde ich nervös, ja gereizt und war dankbar für die kleinste Wolke, die die strahlende Einsamkeit unterbrach. Schon als Kind liebte ich den Regen, liebte es, die Pfahlersteine spiegelblank geschleuert zu sehen, mit lustigen Pfützen dazwischen, kleinen Seen und glucksenden Bächen. Das handbreite Ninnal war ein reißender Strom, die regenbogenhüllende Lache das große Meer. Aus den Gärten kam ein schwerer Duft nach Erde und feuchtem Holz. An verregnete Feiertage erinnerte ich mich, an das Landhaus mit dem Strohdach. Wir saßen um den einfachen Tisch. Blau und rot kariert war die Decke. Wir Kinder spielten Domino und nach zehn Minuten sanken wir uns bereits so heftig, daß die Mutter Mühe hatte, den Streit zu schlichten. (Sie sah gewöhnlich am Fenster, stridte und las in einem Band aus Engelhorn's Romanbibliothek! Ich als der Keltere mußte immer der Klügere sein und nachgeben. Das haßte ich. (Weil ich ahnte, daß im Leben nur der Dummere und Schwächere nachgibt.) Trozig zog ich mich in die Küche zurück, oder half dem Knecht das Futter bereiten, ging mit ihm in den Stall zu den Kühen, Pferden und Ziegen. Am liebsten sah ich jedoch vor dem altmodischen Herd, schob trockene Reisler ins Feuer und mächtige Scheite. An meinen Fingern klebte Harz. Es roch nach Milch, blankgeschleuertem Holz und frischem Brot. Eine kleine graue Katze versuchte die Regentropfen, die an der Innenseite der Fenster herunterkollerten, aufzubalzen. Die Kacheln strömten wohlthuende Wärme aus.

Wohlthuende Wärme strömt auch von dem offenen Kamin, mit dem alspanischen Gitter davor, aus. Zwei Purichen und zwei Mädchen tanzen, sitzen, liegen davor, spitzen Holzstöcke und spießen „Rash Mellows“ daran. Das sind sehr süße weiche Zuderwaren, ähnlich unserem türkischen Honig oder großen „Gummizuckerln“, und müssen über offenem Feuer geröstet werden, sollen sie den richtigen Geschmack bekommen. Das Kunststück ist, sie nicht Feuer fangen zu lassen, weil sie sonst unweigerlich verbrennen — welcher Zeitpunkt bei Rash Mellows leichter zu erraten ist, als bei Menschen. Da ich wieder der Keltere im Kreise bin, so nehme ich mir jedoch vor, auch der Klügere zu sein.

Das Telephon läutet. Die hebt den Hörer ab. Er borch aufgeregt und ruft: „Okay — (was soviel heißt wie: all right) wir kommen.“ Und zu uns: „Hazel sagt, das Wasser hat den ganzen Garten weggeschwemmt und die Bäume umgerissen. Es Haus muß geräumt werden. Ob wir ihr helfen können.“ Wir werfen die Regenmäntel um, springen ins Auto, sausen davon. Hin auf in die Berge.

Die High-ways (Hochwege) sind in schlimmer Verfassung, Steine, Schutt und Wurz-

werk blockieren das Vorwärtskommen. Drunter in Canyon, zweihundert Meter steil abfallend, wälzt sich ein brodelnder, lehmgelber Strom. Wir sehen eben, wie ein Hund an einen Felsen geschleudert wird. Schon hat ihn der Wirbel mitgerissen. Nach einer sehr ungemütlichen Stunde, in der ich reichlich Gelegenheit hatte, Dicks Fahrkunst zu bewundern, langen wir bei Hazels Haus an. Ein Rettungswagen der Feuerwehr ist vor uns eingetroffen. Der Garten ist eine Geröllhalde, wo die Garage stand, ragen verbogene Eisenstangen. Hazels Eltern sind „out of town“, so ist das achtzehnjährige hübsche Mädchen auf sich angewiesen. Wir legen m. Hand an und laden das Auto voll, bis für uns kaum noch Platz bleibt. Die schönen Möbel freilich und noch vieles andere sind verloren. Da hilft kein Damm und kein Graben. Die Wasser schießen gurgelnd darüber hinaus, gefährlich, gigantisch — beinahe hätte ich „schön“ gesagt. Die schweren Steine werden wie von Statabulken und mit ebensolcher Wirkung gegen die Wände geschleudert. Um ein größeres Unglück zu verhüten, bleibt nichts anderes übrig, als den erbarmungslosen Fluten zuvorzukommen. Die Feuerwehrleute beginnen ihnen einen Weg zu bahnen — mitten durch das Haus . . .

Versehentlich, durchnäht und müde langen wir zu Hause an. Das Feuer im Kamin ist niedergebrannt wie die gute Stimmung. Es kostet Mühe, neues zu entfachen. Wir strecken uns zum Trocknen aus. Man tröstet Hazel, die im übrigen recht gefaßt ist und meint, es würde für ihre Eltern „quite a surprise“ (eine ziemliche Ueberraschung) sein, wenn sie erfahren, daß ein Gebirgsbach durch den Dining-room fließt. Dann gibt es sogar allerhand Gelächter, in Anbetracht der vielen unnützen Dinge, die man in der Eile und Verwirrung rettete.

Nun legt sich Schweigen über uns wie ein wollenes Tuch. Warm und weich. Wir hören auf das Flackern im Kamin und auf den Regen draußen. Vor den Fenstern ergießt sich ein undurchdringlicher Wasservorhang, den das Licht aus unserem Zimmer grottenhaft erleuchtet. Im tiefen Schatten der Gegenstände finden sich junge Hände.

„Bitte, dreht das Radio an“, sagt Helens Mutter aus dem Nebenzimmer; sie ist eine weißhaarige Dame, mit Fügen, die einst beträchtliche Schönheit verrieten. Sie ist seit Jahren gelähmt.

Durch das Radio hören wir bereits von den Schäden, die das Unwetter anrichtete. Häuser wurden entwurzelt, Menschen und Vieh weggeschwemmt. Was ein Segen sein sollte, wuchs zum Verderben. Eine andere Meldung berichtet von dem schweren Dienst der Grenzpatrouillen, deren Aufgabe es ist, die Scharen der Arbeitslosen — die aus anderen Staaten nach Kalifornien wandern — aufzubalzen. Ein neues Gesetz verbietet auch Amerikanern das Betreten Kaliforniens, sofern sie nicht genügend Geld nachweisen können. Wer es dennoch versucht, hat strenge Gefängnisstrafen zu gewärtigen. Gestern wurden die ersten zehn abgeurteilt. Die Deportiertentransporte werden immer größer. Und trotzdem versuchen viele immer wieder ihr Glück, in „funny California“ zu gelangen, wobei sie von Arizona unterstützt werden, das allen Arbeitslosen kostenlos Benzin bis an die Grenze gibt — wenn sie versprechen, das Land zu verlassen . . .

„Grauenhaft muß das sein — in diesem Wetter ohne Obdach“, sagt einer. „Ich begreife nicht, wie Menschen so herzlos sein können,

andere ins Elend zurückzujagen“, ein zweiter. „Hat das Leben ein Herz? Ist die Natur mitleidig —?“, erwidert Hazel ruhig. „She is right“, meldet sich nun Dick und stößt mit der Eisenstange in die glühende Asche. „Da werden Theorien aufgestellt und hunderttausend Bücher über dasselbe Thema geschrieben, wobei jeder versichert, das Rätsel endgültig gelöst zu haben. Sie glauben, das Leben sei ein Appartementhaus und preisen sich als Innenarchitekten oder fühlen sich berechtigt, die Miete einzukassieren . . . Im Innern sind sich diese „Führer der Menschheit“ allerdings schon längst klar, daß unser gesamtes Dasein nur ein biologischer Vorgang ist — aber sie verschweigen es, weil sonst ihre Autorität beim Teufel wäre.“

„Auf in den Kampf!“ ruft Peggy lachend und schnürt sich den Gürtel ihrer langen grauen Flanelhose fester. Außerdem trägt sie einen blauen Sweater. „Ich geh mit Dir“, sage ich. „Als Beschützer?“ „Als Kampfgefährte“ . . . „All right.“

Vor der Tür peitscht uns der Regen in die Augen. Der Wischer an der Windschutzscheibe müht sich vergeblich, die Wasser aus seinem Halbkreis auszuschöpfen. Tantalus im kalifornischen Regen . . . Unsere Straße führt dicht am Meer entlang. Die Brandung tobt. Inweilen spritzen die Wellen bis an die Scheiben. Es ist, als führen wir mitten durch den Ozean. Rechts schimmern eng beieinander winzige Lichter. Ich zeige sie Peggy. Sie stoppt, zieht die Handbremse an, wendet den dunkelgelockten, knabenhaften Kopf.

„Das ist ein Frachter. Kommt aus Kuba und geht nach Frisco . . . Ist die Welt nicht herrlich — auch wenn es regnet?“ In ihrer Stimme ist Sehnsucht, Weite und Sicherheit. „Ja“, sage ich. Und wir lösen die Bremse.

Hanns Leo Reich.

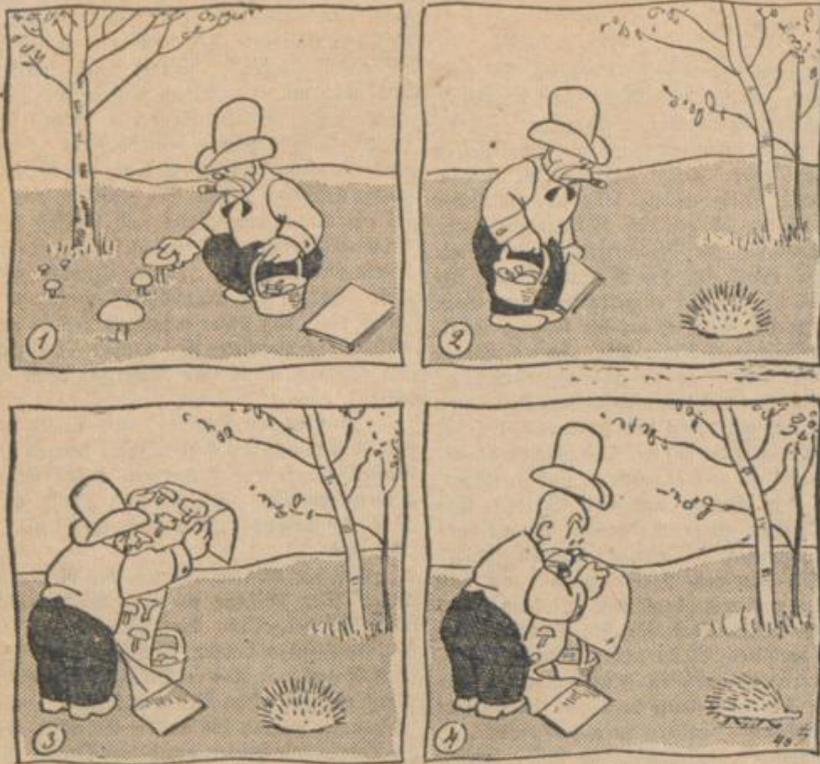
Der Kavalier in der Provinz

Von Joseph Roth

Der Kavalier kommt in kleinen, großen und mittelgroßen Provinzstädten vor und vermehrt sich schnell durch Nachahmung, Modedjournale, mondäne Filme, Revuen und Operetten. Gott hat ihn einmal erschaffen. Aber das ist schon so lange her, daß man es nicht mehr erkennt. Revue-Autoren, Schauspieler, Salonlöwen korrigierten so lange den Kavalier, bis des Herrn Spuren verschwunden waren und er die Autorschaft ablehnen mußte. Eine Schöpfung zog sich vom Schöpfer zurück, legab sich in ein Modewarengeschäft und kam als Kavalier heraus, mit einem goldenen Ketten um das Handgelenk, ein Abzeichen der Kunst, gewissermaßen das Monokel der Hand.

Je kleiner die Stadt, in der ein Kavalier lebt, desto weltmännischer erscheint er sich. Er ist der Vorläufer einer Entwicklung, die einmal aus der Provinz eine Weltstadt machen wird. Aber er läuft in einem aus der Mode gekommenen Tempo. Er läuft nach der letzten Mode, die eben ausgehaucht hat. Er kann, als Typus, seiner Heimat vorausreisen, aber als Individuum mit der Gegenwart nicht Schritt halten. Er verflucht Parolen, die in seiner Umgebung noch nicht, in der großen Welt nicht mehr Geltung haben.

Alle Frauen, glaubt er, sind ihm verfallen. Wehrlos an der Seite ihrer Männer und Freunde sitzen sie, geben sie dem optischen Sieg des Kavaliers ausgeliefert, der nur holde Versprechen im Auge des Opfers liest. Erfordert es die Situation, daß er einer Frau nachgebe, so schreiet er nach der Melodie: Man steigt



Adamson als Pilzsucher

nach. Hat sich ihm eine entzogen, so spielt sein Gehirn: Wenn an der Ede gleich die andere steht. Es gibt keine Situation in dem so komplizierten Verhältnis der Geschlechter, für das der Kavaliere nicht einen Refrain hätte. Sein Gehirn ist ein Musterkoffer, gefüllt mit Chansons. Im Taft der betreffenden jähreitet er dann. Die Textdichter der Revuen entnehmen ihre Motive der gebräuchlichen Zweideutigkeit der erotischen Konversation. Der Kavaliere entnimmt die Motive zu seiner Sprache und Lebensart den Texten. Was er hat, ist also aus dritter Hand, wohlgeprüft und vertrauenswürdig.

Er geht von der richtigen Theorie aus, daß alle Frauen zu erobern sind. Er irrt nur in einem: daß man mit einem Refrain-Musterkoffer alle erobern kann. Oft sehen ihn Frauen an. Denn die Frauen achten nicht auf die Qualität des Spiegels, der ihnen ihre Schönheit bestätigt. Dieweil er Objekt war, dünkt er sich Verführer. (Manchmal erliegen die Frauen allerdings auch den Objekten.)

Aber der erste, der dem Zauber des Kavaliere erliegt, ist der Kavaliere. Wenn er sich nur ansieht, kann er sich nicht mehr widerstehen. Es ist Liebe auf den ersten Blick. Mit dem Bild, das er von sich hat, im Herzen, geht er auf die Straße, Abenteuer bestehen. Überall blühen für ihn die Frauen, wie Blumen in einem Garten. Er geht hin, von Beet zu Beet, und schneidet, was ihm gefällt, mit der geschliffenen und flott zwischen die Lider geschmissenen Pupille. Und „Anorke“ sagt er sich bei jedem Schritt.

Es gibt kein „Glück“

Der Optimist genießt das Leben, — den Pessimisten verzehrt es.

Schon oft hat man beobachtet, daß hochbegabte Menschen, die aus irgendwelchen Gründen zum Berufswechsel gezwungen waren oder aus ihrer geraden Bahn gewaltsam verdrängt wurden, bei Beginn eines neuen

Lebensabschnittes jämmerlich versagen. Die Ursache ist zumeist Unentschlossenheit und mangelndes Selbstvertrauen, sobald nicht alles gleich richtig klappt. Jeder kleine, unbedeutende Zwischenfall irritiert sie, Nervosität und Angst vor den allfälligen Folgen möglicher Fehler und Mißgriffe stellen sich ein, Mindertätigkeitsgefühl und Unsicherheit lähmen die Entschlußkraft und als Ergebnis reißt die Erkenntnis: „Ich kann es nicht!“ Dann werfen sie resigniert die Platte ins Korn und beginnen nach einiger Zeit etwas anderes, versagen meist abermals und bald ist jeder Optimismus überhaupt erloschen.

Wie sonderbar mutet es demgegenüber an, daß mittelmäßig Begabte oft überraschend erfolgreich sind. Es mag wohl daher kommen, daß sie weniger mit Theorien und Vorurteilen vollgestopft sind als Hochbegabte. Sie zögern und wägen nicht so lange, sondern handeln kurz entschlossen — und das ist oft schon der halbe Erfolg.

Menschen mit Selbstvertrauen, die sich sagen: „Was andere zutwege bringen, muß ich auch können“ — die zielbewußt und entschlossen zugreifen, überwinden alle die flechten Hindernisse und scheinbaren Schwierigkeiten, an denen die Mutlosen und Pessimisten scheitern. Vor allem deshalb mehr Selbstbewußtsein! Um im Leben Erfolg zu haben, kommt es nicht so sehr auf hohe Schulbildung und „gute Zeugnisse“, als auf positive Entschlußkraft, auf vorurteilsfreies, beherztes Zugreifen im rechten Augenblick an! Diejenigen, welche stets der Ansicht sind, daß man jetzt nichts unternehmen könne, weil die Zeiten politisch zu unruhig wären, weil der Devisenverkehr jetzt so erschwert sei, die Währungsfrage keine günstige, die Arbeitslosigkeit so groß und wer weiß was noch alles sei und werden könne — diese Lebensuntüchtigen wissen nur eines zu tun: nämlich zu warten — bis es „anders“ wird.

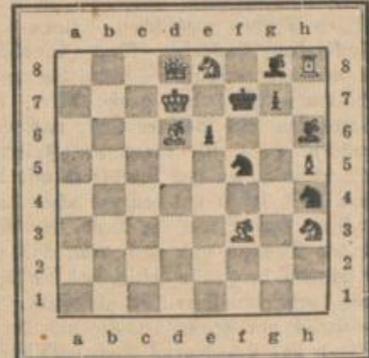
So vergehen Monate, Jahre, Menschenleben, ohne daß das sagenhafte, erträumte Zeitalter herankäme, wo es keine Hindernisse

und Schwierigkeiten mehr gibt. Hindernisse müssen eben irgendwie überwunden werden. Häufig sehen sie auch auf den ersten Blick viel größer aus, als sie in Wirklichkeit sind. Auch früher, wie alle Zeit, hat es Hunderttausende gegeben, welche über schlechte Zeiten klagten und darauf warteten, daß irgendwelchen überirdischen, übersinnlichen Mächten zufolge die gebratenen Tauben von selbst in den Mund geflogen kommen. Solche Träumer und Phantasten werden immer nur dahinvegetieren, sich selber und anderen zur Last. Ohne zähen Willen, Glauben an die eigene Kraft, Energie und Ausdauer gibt es keinen Erfolg, denn wirklicher, dauerhafter Erfolg ist niemals Glückssache, er will erkämpft, errungen werden!

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 359.
Von Franz Tepper, Karlsbad.
(Original.)

Schwarz: Kf7, Lg8, h6, Sf5, h4, Be6, g7. (7.)



Weiß: Kd7, Dd8, Th8, Ld6, f3, Se8, h3, Bh5. (9)
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 356: Db7—e7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Tepper Franz, Karlsbad (Der scheltert an d5+!); Thorand Jos., Klein-Augezd (bei Zweizügern zieht immer Weiß, Schwarz macht den Gegenzug und Weiß setzt nun im zweiten Zuge matt!); Havel Franz, Modlan; Geißler Josef, Serbitz; Schöpka Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Ubert Rudolf, Prosetitz; Walter Ludwig, Steinwitz; Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Berger Josef, Klein-Augezd; Trltsch Gustav, Wisterschan; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen.

Kreismeisterschaft 1937.

Komotau schlägt Wisterschan 6:2 Punkte und wird somit Kreismeister für 1937.

Sonntag, den 26. September, errang Komotau einen sehr schönen Sieg über ihren alten Rivalen; dem Spielverlauf nach wohl verdient, wenn auch nicht in dieser Höhe. Die Genossen aus Wisterschan hielten sich sehr gut und machten es den Komotauern durchaus nicht leicht. Zu bemerken wäre noch, daß Wisterschan mit 3 Komotau mit 1 Ersatzmann angetreten waren. Bei Wisterschan fehlte Novotný, Walter Schmied, bei Komotau kam Gen. Flalka eine halbe Stunde zu spät, für ihn spielte der alte Kämpfer Eis.

Wettkampfübersicht:

Wisterschan	Komotau
Brett 1 Scharoch	1:0 Kfenek
.. 2 Robek	1/2:1/2 Sachs
.. 3 Schramm	0:1 Schöpka
.. 4 Tesaf	0:1 Husar
.. 5 Trltsch	1/2:1/2 Fejfar
.. 6 Eichler	0:1 Thiel
.. 7 Havel	0:1 Görg
.. 8 Geißler	0:1 Eis

Ergebnis: 2:6 für Komotau.

Der Kampf um die Bundesmeisterschaft wird am 31. Oktober in Altröhla u. ausgetragen. Es treten an: Komotau, Kreismeister V. Kreis, und Altröhla u. VI. Kreis, Kampfrichter Gen. Scharoch, Drakowa.